

DUDEN-BEITRÄGE

zu Fragen der Rechtschreibung, der Grammatik
und des Stils

*Herausgegeben von der Dudenredaktion
unter Leitung von Professor Dr. Paul Grebe*

HEFT 40



BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT MANNHEIM/WIEN/ZÜRICH

DUDENVERLAG

GRAMMATIK UND STIL

Von Professor Dr. Hans Eggers

Rede anlässlich der feierlichen Überreichung
des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim
durch den Herrn Oberbürgermeister am 12. März 1972



BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT MANNHEIM/WIEN/ZÜRICH

DUDENVERLAG

**Das Wort DUDEN ist für Nachschlagewerke
des Bibliographischen Instituts
als Warenzeichen eingetragen**

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck nur mit besonderer Genehmigung des Verlages

© Bibliographisches Institut AG · Mannheim 1978

Gesamtherstellung: Zehnerische Buchdruckerei, Speyer

Printed in Germany

ISBN 3-411-01045-2

A

ZUM GELEIT

Der Gemeinderat der Stadt Mannheim hat am 14. Dezember 1971 beschlossen,

HANS EGGERS

den Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim zu verleihen.

Professor Dr. Hans Eggers gehört zu jenen Germanisten, die frühzeitig ihren Blick über die älteren Sprachzustände hinaus auf die Gegenwartssprache gerichtet haben. Bereits im Jahre 1960 gründete er die „Saarbrücker Arbeitsstelle für Linguistik“, die sich als erste Forschungsstelle in Deutschland mit der maschinellen Sprachanalyse beschäftigte. Die daraus hervorgegangenen Arbeiten brachten wichtige neue Erkenntnisse über den Aufbau unserer Sprache.

Hans Eggers wirkte durch diese Arbeitsstelle zugleich beispielhaft und fördernd auf eine junge Studentengeneration, die sich mit besonderem Interesse dem Studium der modernen Linguistik zuwandte.

Man vermag diese in hohem Maße neuzeitlich ausgerichtete Forschertätigkeit erst dann voll zu würdigen, wenn man bedenkt, daß Hans Eggers auch als Altgermanist Werke von hohem Rang veröffentlicht hat.

Dieses Lebenswerk, das sich wie kaum ein anderes mit der deutschen Sprache von ihren Anfängen bis zu ihrer heutigen Gestalt beschäftigt, rechtfertigt es in besonderem Maße, Hans Eggers den Konrad-Duden-Preis zu verleihen.



Dr. jur. Hans Reschke
Oberbürgermeister der Stadt Mannheim

Hochgeehrte Versammlung!

Als noch die sieben Freien Künste dem abendländischen Bildungswesen zur Grundlage dienten, waren die untersten und ersten beiden Künste der Beschäftigung mit der Sprache gewidmet. Die *Ars Grammatica* hatte die Sprachrichtigkeit, die *Ars Rhetorica* die Sprachschönheit zu pflegen. Von den Teilgebieten der alten Rhetorik ist wohl die Stilistik das einzige, das systematisch zu einer (literatur-)wissenschaftlichen Disziplin ausgebaut worden ist. Ob man allerdings die Stilistik heute noch allein unter dem Gesichtspunkt der Sprachschönheit betreiben kann, wird zu erwägen sein, indem wir den Zusammenhängen zwischen Stil und Grammatik, oder besser und einschränkend gesagt: zwischen Stil und den syntaktischen Fügungen, nachgehen. Dazu ist zunächst ein Umweg erforderlich. Ohne eine Auseinandersetzung mit dem Stilbegriff ist das Verhältnis zwischen Syntax und Stil nicht zu erörtern.

Was also ist ‚Stil‘? Die Bedeutungsbreite, in der das Wort verwendet wird, macht die Antwort nicht leichter. Man redet vom ‚Sprachstil‘ und vom ‚poetischen Stil‘, vom ‚Stil der Bildenden Kunst‘, vom ‚Lebensstil‘ im allgemeinen und sogar vom ‚Stil‘, in dem ein Sportler seine Leistungen vollbringt. So haben Philosophen, haben Sprach- und Literaturwissenschaftler, haben Soziologen und Psychologen die Frage nach dem Stilbegriff zu beantworten gesucht, und je nach Standpunkt und wissenschaftlicher Ausrichtung sind die Antworten sehr verschieden ausgefallen. Doch herrscht in einem entscheidenden Punkt Übereinstimmung:

‚Stil‘ hat mit ‚Gestalt‘ und ‚Gestaltung‘ zu tun.

Am anschaulichsten tritt dieser Begriffsinhalt im Bereich der Bildenden Kunst hervor. Bezeichnungen wie ‚Stil der Gotik, des Barock, des Biedermeier‘ rufen unmittelbar charakteristische Gestaltvorstellungen hervor. Doch ist der Stilbegriff – worankaum erinnert zu werden braucht – in dieser Sphäre gar nicht besonders alt. Erst Winckelmann hat ihn (1756) in glücklicher metaphorischer Übertragung auf die Bildende Kunst angewandt, und das war eine Übertragung zweiten Grades, Metapher einer Metapher. Denn das lateinische Ausgangswort ‚stilus‘ ist bekanntlich eine Dingbezeichnung und bedeutet den ‚Griffel‘. Erst im Latein des Mittelalters entwickelte sich daneben die übertragene Bedeutung ‚Schreibart‘, (wie wir heute metaphorisch sagen können, daß jemand eine ‚spitze

Feder' führe). In deutschen Texten ist die Metapher seit dem 15. Jahrhundert nachweisbar, und von daher hat Winckelmann sie übernommen. Aber schon im sprachlichen Bereich hat die Metapher ‚stilus, Stil‘ stets einen Gestaltbegriff bezeichnet.

‚Stil‘ ist also im sprachwissenschaftlichen Sinne ‚gestaltete Sprache‘, und hier setzt unsere Überlegung an. Ist nicht alles, was Menschen sprechen oder schreiben, in irgend einer Weise gestaltet? Gibt es eine untere Grenze, wo Gestaltung, wo mithin auch Stil aufhört? Zwar kennt das Deutsche scheinbar ein Oppositum zu ‚Stil‘, nämlich ‚Stillosigkeit‘. Aber hier ist Mißtrauen angebracht. Bedeutet ‚Stillosigkeit‘ wirklich ‚Abwesenheit von Stil‘? Ist damit nicht vielmehr ein unausgeglicherer, den akzeptierten Normen nicht angepaßter Stil gemeint?

An Fragen dieser Art haben sich lange Zeit die Geister geschieden und scheiden sich wohl zum Teil auch jetzt noch. Die internationale Sprachwissenschaft ist heute bereit, jedem Sprachgebilde Gestalt zuzuerkennen, wie denn auch ihr Literaturbegriff den gesamten Bereich der geschriebenen Sprache umfaßt. Sie unterscheidet viele „Textsorten“ und stellt neben manche andere auch die „poetischen Texte“. Wenn sie diesen höhere oder jedenfalls andere Gestaltqualitäten zubilligt als den übrigen Textsorten, so kann sie doch keine Grenzen anerkennen, unterhalb deren Gestalt und Stil aufhören. ‚Stil‘ wird in der Linguistik völlig neutral interpretiert, wie es übrigens schon unser allgemeiner Sprachgebrauch nahelegt. Es sollte zu denken geben, daß wir den Ausdruck ‚Stil‘ in Wendungen wie „der Stil eines Essays, der Stil Schillers“ als einen wertfreien Begriff gebrauchen. Erst in Verbindung mit positiv oder negativ wertenden Adjektiva („ein erhabener, hoher, erlesener Stil – ein roher, flacher, schlampiger Stil“) werden durch die Attributionen Werturteile ausgesprochen. Dementsprechend kommt es der Linguistik allein darauf an, Merkmale sprachlicher Gestaltung an den verschiedenen Textsorten zu ermitteln. Deshalb kann sie die Sprache alltäglicher Gebrauchstexte, wie etwa des Wetterberichts¹⁾ oder der Anzeigenwerbung²⁾, mit demselben Recht stilistischer Betrachtung unterziehen wie die Sprache hoher Dichtung. Gleichwohl scheint im Fachgebiet der Germanistik bei uns immer noch die alte scharfe Trennung zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft nachzuwirken, in der die Stilistik geradezu zu einer Domäne der Literaturwissenschaft geworden war. Hier steht die Stilbetrachtung zum Teil auch heute noch im Banne der sogenannten „idealistischen Neuphilologie“.

1) Rainer Rath und Alois Brandstetter, Zur Syntax des Wetterberichts und des Telegramms, Duden-Beiträge Nr. 33, Mannheim 1968.

2) Ruth Römer, Die Sprache der Anzeigenwerbung, Sprache der Gegenwart Bd. 4, Düsseldorf 1968.

Die Erkenntnis allerdings, daß der Stilbegriff weit und wertfrei gefaßt werden sollte, ist auch in der Literaturwissenschaft vorhanden; aber sie hat meines Wissens daraus keine Konsequenzen gezogen. So schreibt zwar Wolfgang Kayser (1948) von der „Verflochtenheit des dichterischen Stils in den der Sprache“.³⁾ Aber er läßt sich nicht darüber aus, was „Stil der Sprache“ ist; seine Aufmerksamkeit gilt allein dem poetischen Stil. Ein anderer Stilforscher betrachtet noch 1969 „Stilistik als Wissenschaft von der Sprachkunst“.⁴⁾ Er unterscheidet vom „Sprachwerk“, dem nur beiläufig gewisse Stileigentümlichkeiten zugebilligt werden, das „Sprachkunstwerk“, und nur dieses wird ihm zum Gegenstand seiner Stiluntersuchungen. Freilich schreibt er: „Gestalthaftigkeit kommt streng genommen schon jedem Sprachgebilde zu“, womit doch gesagt ist, daß jedes Sprachgebilde Stil hat, – streng genommen. Sofort aber schließt er die Frage an: „Wo beginnt also der ästhetische Charakter einer Sprachgestalt?“ Die Antwort lautet: „Er ergibt sich aus der Vollendetheit der Sprachgestalt in jeder Hinsicht, und dann aus der Intensität, dem Beziehungsreichtum und der Fülle der einzelnen Glieder. Von einem Sprachgebilde ohne jeden ästhetischen Charakter bis zu einem von höchster künstlerischer Vollendung besteht ein kontinuierlicher Übergang, in dem nur die ästhetische Besinnung Einschnitte macht.“

Es ist verständlich, daß ein Literaturwissenschaftler einen Einschnitt vor dem „Sprachkunstwerk“ setzt und nur dieses in Betracht zieht. Andererseits ist die Feststellung, daß ein Kontinuum besteht, welches stufenlos von den kaum geformten bis zu den vollendet gestalteten Sprachgebilden reicht, wichtig, und sie könnte weiterführen. Gerade deshalb aber ist es eine methodisch bedenkliche Einschränkung, wenn alles, was nicht „Sprachkunstwerk“ ist, von der Stilbetrachtung ausgeschlossen wird. Mit der Ästhetik als Maßstab läßt sich eine solche Einschränkung nicht rechtfertigen. Auch der schlichtesten alltäglichen Sprachäußerung können durchaus positive ästhetische Werte anhaften. Vor allem aber schließt Ästhetik als Lehre vom Schönen notwendigerweise auch die Betrachtung und Bewertung des Nicht-Schönen ein, und die Gestaltlehre muß auch der Ungestalt Rechnung tragen. Außerdem wird mit dem modernen Begriff der Zweckmäßigkeit auch für das ästhetische Urteil eine neue Kategorie gewonnen, an der wie alle anderen Gestaltungen auch jegliche Art der sprachlichen Gestaltung gemessen werden kann. Deshalb kann die Lehre vom poetischen Stil ihren Ort nur innerhalb einer ganz allgemein gefaßten Stillehre haben, die sämtliche Sprachgebilde gleichermaßen in Betracht zieht.

3) Wolfgang Kayser, Das sprachliche Kunstwerk (1. Auflage 1948), ³Bern 1954, S. 256.

4) Dies der Titel einer Arbeit von Herbert Seidler im Jahrbuch für Internationale Germanistik, Bd. 1 (1969), S. 129 - 137. Die folgenden Zitate auf S. 132. Vgl. auch: Herbert Seidler, Allgemeine Stilistik, Göttingen 1953.

Wir stellen uns also auf den Standpunkt, daß jegliches Sprachgebilde Stil hat. Das zwingt zu einer vielleicht frappierenden Feststellung. Wir gehen aus von Ferdinand de Saussures grundlegender Unterscheidung zwischen ‚Langue‘ und ‚Parole‘. Die ‚Langue‘, der im Bewußtsein der Sprachteilhaber vorhandene Sprachbestand, ist der Vorrat, eine ungestaltete Menge sprachlicher Ausdrucksmittel. Wer, aus diesem Vorrat schöpfend, Sprache aktualisiert, gestaltet damit Sprache. Alles Sprechen und Schreiben bedeutet Sprachgestaltung, jedes aktualisierte Sprachprodukt hat Gestalt. Damit ist jede menschliche Sprachäußerung stilistischer Betrachtung zugänglich: Das gesamte Gebiet der ‚Parole‘ kann zum Gegenstand der Stilforschung werden.

Dieser weite Aspekt eröffnet Möglichkeiten, die der nur literarischen Stilforschung verschlossen bleiben. Er legitimiert z.B. die Untersuchung der Individual- oder Personalstile. Denn daß jeder Mensch, und nicht nur der Dichter, seinen mehr oder minder ausgeprägten Personalstil hat (der sich auch wandeln kann), steht außer Zweifel. Es mag zwar in vielen Fällen keine lohnende Aufgabe sein, einzelne Personalstile zu untersuchen. Doch ist zu bedenken, daß jeder Mensch seinem Status nach einer bestimmten sozialen Gruppe angehört, und daß er darüber hinaus in vielen sozialen Gruppierungen Rollen übernimmt. Solche Gruppen entwickeln auch ihre je besondere Sprachhaltung, und der Personalstil wird durch die Gruppenstile eingefärbt. Diese Gruppenstile innerhalb der großen Sprachgemeinschaft und die sprachliche Beeinflussung des einzelnen durch die Gruppe gehören zu den vielen Problemen, mit denen die Soziolinguistik sich zu beschäftigen hat.

Auch die allgemeine Linguistik muß an den Gruppenstilen interessiert sein. Wichtiger aber ist für sie die Erforschung der Zeitstile. Das ist ein noch wenig bearbeitetes wissenschaftliches Neuland. Die Literaturwissenschaft kennt zwar die Stile verschiedener Literaturepochen und kann sie unterscheidend beschreiben. Aber das bleibt unbefriedigend, solange nicht als Hintergrundmaterial die allgemeine Sprachhaltung der einzelnen Epochen untersucht ist, von der sich der literarische Stil abhebt. Andererseits ist die Linguistik zur Zeit noch vorwiegend auf synchrone, vor allem gegenwartsbezogene Forschung eingestellt. Sie findet deshalb keinen rechten Zugang zur Untersuchung der Zeitstile, die am besten im diachronischen Vergleich mit den Stilen anderer Zeiten erkannt und beschrieben werden. Sie gerät leicht in Gefahr, das jeweils untersuchte Sprachsystem absolut zu setzen und den Sprachwandel, der immer zugleich auch Stilwandel ist, außer Betracht zu lassen.

Vom Zeitstil ist vielerorts die Rede. Dennoch mag es nützlich sein, den Inhalt des Begriffs wenigstens andeutend zu umreißen. Wie schon gesagt, gehört jeder

Mensch sozialen Gruppen an, und seine persönliche Sprache wird durch die Sprachgewohnheiten der Gruppen beeinflusst. Die umfassendste aller Gruppen aber ist die Sprachgemeinschaft als Ganzes, die im Falle der deutschen Sprache sogar die politischen Staatsgrenzen überschreitet. Mögen sich auch alle anderen Gruppen und Untergruppen, mag auch der einzelne Mensch sich durch Sprachbesonderheiten herausheben, so gibt es doch für alle Sprachteilhaber die Grundlage eines ganz allgemeinen Sprachgebrauchs. Gewisse gemeinsame Sprachzüge, ein großer Teil des Wortschatzes und der grammatischen Mittel, Gewohnheiten der Wortwahl und Wortbildung, Redewendungen, Formeln und Modeausdrücke, lassen sich bei allen Sprachgenossen feststellen. Das alles vollzieht sich in der aktualisierten Sprache, also in der ‚Parole‘, und ist demnach, wie vorher festgestellt, stilistischer Betrachtungsweise zugänglich.

Nennen wir diesen allgemeinsten, allen Sozio- und Idiolekten zugrundeliegenden Sprachgebrauch den ‚Zeitstil‘, so ist damit durch das Bestimmungswort eine diachronische Konnotation verbunden. Denn der Sprachgebrauch wandelt sich im Laufe der Zeit. Und auch hier besteht ein Kontinuum, ein zeitliches, da der Wandel sich nicht sprunghaft, sondern in vielen unmerklichen Einzelschritten vollzieht. Trotz des kontinuierlichen Flusses ist es aber methodisch zulässig, ja erforderlich, wie in diachronischer Forschung überhaupt, Einschnitte zu setzen. So könnte man etwa den allgemeinen Sprachgebrauch der Lutherzeit, des dreißigjährigen Krieges, der Zeit um 1800 oder um 1900 untersuchen. Es würden sich durch die Zeiten hindurch mancherlei Gemeinsamkeiten finden; denn es geht ja immer um die deutsche Sprache. Aber ebenso würden sich auch viele zeitbedingte Unterschiede herausstellen, und damit würde man durch jeden solchen Querschnitt einen bestimmten Zeitstil erfassen. Dabei wäre in erster Linie der außerliterarische Sprachgebrauch zu ermitteln. Ausreichende Textzeugen sind dafür ja aus vielen Jahrhunderten schriftlicher Überlieferung verfügbar. Denn erst vor solchem Hintergrund läßt sich der poetische Stil einer Epoche in seiner Übereinstimmung mit dem Zeitstil und mit seinen davon abweichenden, besonderen Gestaltungsweisen deutlich erkennen.

Hier ist nicht der Ort, Überlegungen über die Ursachen anzustellen, die zum Wandel der allgemeinen Sprachgewohnheiten und damit zu neuen Zeitstilen führen. Immerhin sei angedeutet, daß nach meiner Überzeugung soziologische Faktoren dabei eine wichtige Rolle spielen. Die Entwicklung der Sprache spiegelt die Veränderungen in der Gesellschaft wieder. Neue politische und ökonomische, geistige und kulturelle Interessen schaffen sich auch neue Ausdrucksweisen, die den veränderten Bedürfnissen angepaßt sind. Alte soziale Gruppierungen vergehen, neue treten an ihre Stelle. Wenn sich z.B. das Frühneuhoch-

deutsche in Wortwahl und Syntax (den Laut- und Formenwandel halte ich für weniger bezeichnend) sehr charakteristisch vom Mittelhochdeutschen der höfischen Zeit unterscheidet, so ist das ein Reflex der sozialen Entwicklung. Die kulturell führende Adelsgesellschaft des hohen Mittelalters hat an Einfluß eingebüßt. An ihrer Stelle tritt eine neue städtische Gesellschaft sehr unterschiedlicher sozialer Herkunft einflußreich hervor. Sie hat andersartige Lebensgewohnheiten, -ziele und -interessen, bringt auch ganz andere kulturelle Voraussetzungen mit und prägt nach den ihr eigenen Gruppensprachen und nach ihren Ausdrucksbedürfnissen die Allgemeinsprache um. Ein neuer Zeitstil entsteht. Auf dieselbe Weise läßt sich auch der stürmische Wandel im deutschen Sprachgebrauch, den wir im Laufe dieses Jahrhunderts selbst miterlebt und vielleicht auch mitgestaltet haben, durch die völlig veränderten gesellschaftlichen Verhältnisse erklären. Es ist nicht mehr die bürgerliche Schicht des 19. Jahrhunderts, die Ton und Sprachstil der Zeit angibt.

Aus dieser Sicht ergibt sich eine überraschende Folgerung: Das Verhältnis des Menschen zu seiner Muttersprache bedarf einer erneuten Überprüfung. Man weiß, daß jeder neugeborene Mensch zunächst in seine Muttersprache hineinwächst. Er wird aber nicht nur in eine bestimmte soziale Gruppe, er wird auch in eine bestimmte Zeit hineingeboren. Sein Spracherwerb bezieht sich deshalb nicht auf die Muttersprache schlechthin. Da dieser sich nur in Akten der Parole, zunächst im Hören und nachahmenden Sprechen vollzieht, eignet sich der Mensch seine Sprache durch das Medium des Soziolektivs seiner Umgebung, und aufs Ganze gesehen in jener Ausprägung an, die der Zeitstil angenommen hat. Der einzelne kann als ein soziales, seiner Gruppe verbundenes Wesen die einmal erworbenen Sprachgewohnheiten nur unter Schwierigkeiten ändern. Auch wenn er späterhin seinen eigenen Personalstil entwickelt, ist der Rahmen dafür doch immer bereits durch den Zeitstil abgesteckt. Auch ein noch so genialer Dichter kann deshalb heute nicht mehr wie Goethe oder Schiller schreiben, es sei denn, er parodiere bewußt deren Stil. Denn wie jeder andere Sprachteilhaber ist der Schriftsteller an die Ausdrucksgewohnheiten seiner Zeit gebunden. Der Zeitstil prägt sich auch in seiner Sprache aus.

Hier gelangen wir nun an den Punkt, da auch die Grammatik ins Spiel kommen kann. Seit de Saussure haben wir uns gewöhnt, jede Sprache als ein System von Zeichen, als einen Code, aufzufassen. Das Wunder jeder menschlichen Sprache besteht darin, daß sie über zwei Zeichenklassen verfügt, und daß sie aus den endlichen Mengen von Zeichen in beiden Klassen durch Kombination eine wenn nicht unendliche, so doch unzählbare Menge von immer neuen sinnvollen Äußerungen hervorzubringen vermag. Die erste Zeichenklasse ist der Wortschatz,

über den in wissenschaftlicher Zusammenfassung das Wörterbuch Auskunft gibt; die zweite Klasse besteht aus den Verknüpfungsmitteln, mit deren Hilfe die Wörter zu Äußerungen, Sätzen und ganzen Texten verbunden werden. Ihre Erkennung und wissenschaftliche Beschreibung ist die Aufgabe der Grammatik.⁵⁾

Es muß hier betont werden, daß sich aus beiden Zeichenklassen wichtige Merkmale zur Erkennung bestimmter Stilgattungen ergeben. Für die ästhetische Stilbetrachtung – aber nicht nur dafür – spielt auch die lexikalische Komponente eine besonders wichtige Rolle. So kann z.B. der grobianische Stil in einer bestimmten frühneuhochdeutschen Sprachperiode ohne eine genaue Untersuchung der Wortwahl überhaupt nicht zulänglich beschrieben werden. Aber auch zur Beurteilung des Sprech- und Schreibstils unserer eigenen Zeit müßte die Untersuchung der Wortwahl, der Höhen- oder Tiefenlage der Wörter, einen unentbehrlichen Beitrag leisten. Jedoch ist in einem knappen Vortrag Beschränkung notwendig. Nur deshalb bleibt – unter ausdrücklichem Hinweis auf ihre Wichtigkeit – die Erörterung des Wortschatzes außer Betracht, – nicht allerdings die produktive Neubildung von Wörtern, die in den Bereich der Syntax gehört. Denn um die syntaktischen Strukturen soll es uns im folgenden gehen.

Nimmt man eine auf Vollständigkeit bedachte Grammatik der heutigen deutschen Sprache zur Hand⁶⁾, so ist man immer wieder verwundert über die Fülle der syntaktischen Möglichkeiten, die unsere Sprache uns anbietet. Wir kennen und verstehen alle diese Fügungen; aber jeder von uns wird zugeben müssen, daß er in seinem eigenen Sprechen und Schreiben nur zu einem geringen Teil von dieser Fülle Gebrauch macht. Es ist nur eine beschränkte Auswahl, die wir treffen, und trotz aller personalstilistischen Besonderheiten treffen wir Zeitge-

5) ‚Grammatik‘ ist also im sprachwissenschaftlichen Sinne ein Beschreibungsmodus; daher kann es viele Grammatiken ein und derselben Sprache geben. Da andererseits ‚Stil‘ ein Strukturbegriff ist, habe ich bei Formulierung unseres Themas in terminologischer Bedrängnis zwei inkomparable Begriffe zusammengespannt. ‚Sprachstruktur und Stil‘ wäre wohl eine bessere Formulierung gewesen. Aber zur Sprachstruktur gehört viel mehr als die Grammatik allein beschreiben kann, z.B. die Struktur des Wortschatzes, vor allem unter semantischem Aspekt. Der Terminus ‚Grammatik‘ muß daher hier im landläufigen, nichtwissenschaftlichen Sinne verstanden werden, der sich in Aussagen wie „die deutsche Sprache hat eine schwierige Grammatik“ zu erkennen gibt.

6) Als wenige Beispiele für viele seien genannt: Die seit 1959 mehrfach aufgelegte „Duden-Grammatik der deutschen Gegenwartssprache“, das von Auflage zu Auflage erweiterte und verbesserte Werk, das Johannes Erben zurückhaltend als „Abriß der deutschen Grammatik“ bezeichnet, und Hennig Brinkmanns eben in beträchtlich erweiterter Neuauflage erschienenes Buch „Die deutsche Sprache; Gestalt und Leistung“.

nossen aus den verfügbaren syntaktischen Mitteln zu einem hohen Prozentsatz die gleiche Auswahl. Das läßt sich durch geeignete Methoden nachweisen, und es zeigt sich daran, wie sehr wir alle dem Zeitstil verpflichtet sind. Allenfalls könnte man geringfügige Unterschiede zwischen den zeitgenössischen Autoren hervorheben, die nicht völlig durch Personalstile zu erklären sind. Es scheint, daß die ältere Generation manches aus dem Stil der Zeit, in dem sie die Muttersprache erwarb, festhält, während die Jüngsten bereits neuen Ausdrucksformen zustreben.

Nun haben sich die syntaktischen Möglichkeiten der deutschen Sprache, also das, was wir hier etwas ungenau als ‚Grammatik‘ bezeichnen (vgl. Anm. 5), in den letzten zwei Jahrhunderten nur ganz unwesentlich geändert. Wir durchschauen auch heute noch mühelos die Satzkonstruktionen Lessings, Herders, Goethes oder Schillers. Dabei läßt sich, sehen wir genauer hin, zweierlei feststellen. Die genannten Autoren, von denen wir hier nur die wissenschaftlichen, nicht aber die poetischen Werke berücksichtigen, haben erstens sehr viel Gemeinsames in ihrem Satzbau. Sie bevorzugen relativ lange Sätze und einen reich entfalteten Periodenbau. Sie haben (vielleicht mit Ausnahme Lessings) eine Vorliebe für den reihenden Satzbau, bei dem mehrere selbständige Satzgefüge aneinandergereiht werden, ohne daß sie durch ein schweres Satzzeichen getrennt werden. Anders als im heutigen Schreibstil wird dabei jeder einzelne Hauptsatz der Reihe gern mit Nebensätzen ausgestattet, so daß recht umfangreiche, stark verbale Fügungen entstehen. Zweitens wird kaum ein Autor unserer Zeit Satzkonstruktionen, die jene gemeinsam hatten, überhaupt noch verwenden, wie das eben genannte Beispiel zeigen kann. Umgekehrt aber findet man vieles, was für unsere heutige Ausdrucksweise als stilprägend gelten darf, in den Schriften jener Alten gar nicht oder doch nur ganz vereinzelt.

Die gleichen sprachlichen Möglichkeiten waren damals wie heute in großer Zahl vorhanden. Für den Stil einer Zeit ist es demnach offenbar charakteristisch, welche Auswahl sie aus den in der ‚Langue‘ verfügbaren Mitteln trifft. Eine grammatische Gesamtdarstellung hat natürlich alles aufzunehmen, was zu einer gegebenen Zeit noch als sprachgerecht empfunden wird. Es ist deshalb nichts dagegen einzuwenden, wenn grammatische Werke wie die oben (Anm. 6) genannten die heutigen sprachlichen Möglichkeiten auch aus den Werken Lessings oder Herders abstrahieren. Denn es sind auch noch unsere Möglichkeiten. Eine zeitstilistisch orientierte Grammatik, — die es allerdings nicht gibt — hätte sich dagegen an die zu einer gegebenen Zeit tatsächlich gebrauchten Ausdrucksmitteln zu halten und müßte das selten oder gar nicht mehr Gebrauchte außer Acht lassen.

Nun gibt es, wie gesagt, kaum Untersuchungen zum Zeitstil irgendeiner Epoche. Daher mögen einige Beobachtungen über den Stil unserer eigenen Zeit, also über die Auswahl, die wir aus den von der ‚Langue‘ angebotenen Mitteln treffen, willkommen sein. Ich beschränke mich dabei auf den schriftsprachlichen Gebrauch.

Zunächst fällt eine Vorliebe für den kurzen, einprägsamen Satz auf. Von dieser Tatsache können die grammatischen Darstellungen, die sich traditionsgemäß mit der Gliederung des Satzes, aber nicht mit seinem Umfang befassen, nicht Kenntnis nehmen. Sie läßt sich aber durch statistische Erhebungen einwandfrei beweisen, und für die Beurteilung eines Zeitstils ist es sehr wesentlich, wie weit oder eng der Satzrahmen gewohnheitsmäßig gespannt wird.

Ferner wird von den zahlreichen Nebensatzarten, die in den Grammatiken beschrieben werden, im heutigen Schriftdeutsch nur noch sparsam Gebrauch gemacht, ganz anders, als es bei den sogenannten klassischen Autoren der Fall war. Werden Nebensätze überhaupt gebildet, so genießen die Relativsätze vor allen anderen Arten bei weitem den Vorrang. Das war nicht immer so, sondern ist ein deutliches Kennzeichen des heutigen Zeitstils.

Mit dem Zurücktreten der Nebensätze hängt es zusammen, daß im verengten Rahmen des heutigen Satzes der Gebrauch des Verbs stark eingeschränkt wird. Demgegenüber werden die substantivischen Satzglieder immer mehr ausgebaut. Das geschieht zum Teil durch eine früher nicht geübte Anhäufung von substantivischen Attributen („Der Beschluß der Bundesregierung über den Erlaß eines Gesetzes zur Anpassung der Renten an die gestiegenen Kosten der Lebenshaltung“: ein einziges Satzglied, bestehend aus einem Kern und nicht weniger als sieben substantivischen Attributen!). Oder aber, es werden attributive Adjektiva und Partizipia, deren Gebrauch ebenfalls zugenommen hat, ihrerseits wieder attribuiert („Der in der Vorwoche von einer Gruppe von Abgeordneten eingebrachte Antrag auf . . .“). Die Möglichkeit zu solchen Fügungen gibt es seit langem, aber frühere Zeitstile machten davon nur sehr zurückhaltend Gebrauch, während sie heute gang und gäbe sind. Jede Seite essayistischer Prosa und jede Zeitungsspalte liefert Dutzende von Beispielen dafür.

Auch die heute fast aufs Äußerste getriebene Verwendung der sogenannten „Augenblickskomposita“ ist hier zu erwähnen. Eine Fügung wie „die Berlinreise unseres Firmenbeauftragten“ enthält zwei Augenblickskomposita. Sie könnte aufgelöst werden in „die Reise eines Beauftragten unserer Firma nach Berlin“ oder gar „die Reise, die Herr N. im Auftrage unserer Firma nach Berlin machen wird“. Das wäre eine viel wortreichere, umständlichere Fügung. Augenblickskomposita dienen also der möglichst knappen Formulierung einer Aussage, und

dieses Mittel der Wortbildung gehört in den Bereich der Syntax. Frühere Zeistile haben sich in der Bildung derartiger Komposita, die im Deutschen seit jeher möglich war, sehr viel strengere Beschränkungen auferlegt. Heute werden sie in jeder Art von Gebrauchsprosa ohne Zurückhaltung gebildet und sind in ihrer Häufigkeit eines der charakteristischen Merkmale des heutigen Zeistils.

Bemerkenswert ist auch die Behandlung des Verbs im heutigen Zeistil. Ein reiches Angebot von Ausdrucksmöglichkeiten steht in seinem hochentwickelten Formensystem zur Verfügung. Wir machen davon – personalstilistisch natürlich unterschieden – doch nur einen beschränkten Gebrauch. So wird z.B. der Konjunktiv II heute nur noch selten verwendet, und selbst Studenten der Germanistik wissen oft nicht, ob etwa „hälfe“, „hölfе“ oder „hülfe“ die sprachrichtige Form ist. Solcher Unsicherheit hilft die Umschreibung „würde helfen“ leicht ab, und sie wird bekanntlich in zunehmendem Maße gewählt. Es ist eine alte sprachwissenschaftliche Erfahrung: Wörter, Wortformen und Konstruktionen, die nur noch selten gebraucht werden, geraten schließlich in Vergessenheit und, soweit nötig, wird ein Ersatz dafür gefunden, der in das jeweilige Sprachsystem paßt. Der Konjunktiv ist im heutigen Deutsch in dieser Lage. Er gilt nur noch in wenigen Fällen als erforderlich⁷⁾. Sonst pflegen wir den Indikativ zu setzen („Er hat gesagt, er kommt morgen“), wo früher der Konjunktiv („Er hat gesagt, er komme morgen“) unumgänglich war.

Der Gebrauch des Konjunktivs geht statistisch nachweisbar zurück. Andererseits ist ebenso nachweisbar, daß der Gebrauch des Passivs, passivischer Umschreibungen und passivischer Wortbildungen stark zugenommen hat. Außer dem Geschehenspassiv („etwas wird gemacht“) und dem zunehmend verwendeten Zustandpassiv („etwas ist gemacht“) werden auch modale Umschreibungen des Geschehenspassivs immer beliebter („etwas ist zu machen“ = „kann“ oder „muß gemacht werden“; „etwas läßt sich machen“ = „kann gemacht werden“). Auch die Möglichkeiten der Wortbildung werden zu passivischen Fügungen ausgenutzt. Sehr häufig werden Adjektive auf „-bar“, die von allen passivfähigen Verben abgeleitet werden, im Rede- oder Schreibzusammenhang neu gebildet: „nachweisbar, ableitbar, darstellbar“; selbst „verwirklichbar“ habe ich irgendwo gefunden. Gemeint ist: „etwas kann verwirklicht, kann nachgewiesen, kann abgeleitet werden“, und die Passivbedeutung ist offensichtlich. Nicht ganz eindeutig sind die Adjektivbildungen auf „-wert“, wie „beachtenswert, festhaltenswert“. Man kann auflösen: „wert festzuhalten“, aber jedenfalls wird kein persönlicher Actor

7) Vgl. Siegfried Jäger, *Der Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart*, München und Düsseldorf 1971.

in Betracht gezogen; deshalb ist die passive Auflösung „wert, festgehalten zu werden“ vorzuziehen.

Diese wenigen Beispiele, die sich durch eine Fülle weiterer charakteristischer Merkmale stützen ließen, müssen hier genügen. Sie zeigen, daß der Zeitstil an der Auswahl erkannt werden kann, die er unter den verfügbaren syntaktischen Mitteln trifft. Wir betonen noch einmal, daß dasselbe auch für die Auswahl aus dem Wortvorrat gilt, der wir hier keine Aufmerksamkeit schenken können.

Fassen wir das bisherige Ergebnis zusammen! ‚Parole‘ ist gestaltete Sprache. Demnach kann jede Sprachäußerung einer stilistischen Betrachtung unterzogen werden. Da ferner aktualisierte Sprache immer von den zeitgebundenen Sprachgewohnheiten abhängt, liegt jedem Sozio- und Idiolekt, jeder Stilschicht und -gattung stets ein allgemeiner Zeitstil zugrunde, und jeder Zeitstil läßt sich als eine bestimmte bevorzugte Auswahl aus den in der ‚Langue‘ angebotenen Ausdrucksmitteln charakterisieren.

Nun ist aber auch noch das umgekehrte Verhältnis in Betracht zu ziehen. Ein bekannter Fundamentalsatz der Sprachwissenschaft lautet: „Nichts ist in der ‚Langue‘, was nicht vorher in der ‚Parole‘ war.“ Das gilt sowohl für den Wortschatz wie für die Verknüpfungsmittel. Auf letztere bezieht sich Leo Spitzers zugespitztes Wort: „Syntax ist gefrorene Stilistik“. Darin birgt sich die Erkenntnis, daß der Zeitstil im aktualisierten Sprachgebrauch syntaktische Möglichkeiten ausbauen oder auch neu entwickeln kann. Sie mögen sich als „Mode“ sehr rasch verbreiten, können alsbald wieder verschwinden, können sich aber auch durchsetzen. Es ist zum Beispiel denkbar, daß die heute noch von vielen gemiedene Umschreibung des Konjunktivs mit „würde“ sich irgendwann einmal völlig durchsetzt und den Konjunktiv II ganz verdrängt. Unser anderes Beispiel, die Fügungen vom Typ „Er sagt, er kommt morgen“, zeigt das Gemeinte wohl noch deutlicher. In älterer Zeit hätte man solche Sätze als „ungrammatisch“ bezeichnen müssen; heute sind sie neben den immer noch möglichen Konjunktiv-Konstruktionen so gebräuchlich geworden, daß man sie bereits dem festen Bestand syntaktischer Möglichkeiten zuzurechnen hat. Damit gehört diese Konstruktion bereits in das Gebiet der ‚Langue‘.

„Gefrorene Stilistik“: das sind zeitstilistische Ausdrucksweisen, syntaktische Moden, die Dauer gewonnen haben und fest geworden sind. Der Zeitstil entnimmt seine grammatischen Ausdrucksgewohnheiten dem großen Bestand der ‚Langue‘. Er kann sie ausbauen, weiterentwickeln und abändern, und es ist durchaus möglich, daß die neugewonnenen Ausdrucksformen dem Bestand der ‚Langue‘ zugeschlagen werden. Anderes dagegen, Althergebrachtes, was seit

langem der ‚Langue‘ angehört hat, kann außer Gebrauch und endlich in Vergessenheit geraten. Damit verschwindet es dann auch aus der ‚Langue‘.

Auch die ‚Langue‘ — daran möge diese Überlegung erinnern — ist ja nicht der unverrückbar feste Sprachbestand, als der sie in synchronischer Betrachtung so leicht erscheint. Sie liefert jederzeit der ‚Parole‘ die Ausdrucksmittel. Aber der Bestand ändert sich fortwährend, indem Teilbestände durch Vergessen ausgeschieden, andere durch den aktuellen, zeitstilistischen Sprachgebrauch zur Gewohnheit werden und damit in die ‚Langue‘ eingehen.

Die ‚Langue‘ bietet die syntaktischen Möglichkeiten an, die ‚Parole‘ entwickelt daraus durch charakteristische Auswahl den Zeitstil, und dieser führt der ‚Langue‘ durch Fortentwicklung und ständigen Gebrauch der Ausdrucksmittel neue Bestände zu. Die Grammatik liefert die stilistischen Mittel, und der Stil wirkt auf die Grammatik zurück.